



Thomas Bellut (Hrsg.):
Jugendmedienschutz in der digitalen Generation. Fakten und Positionen aus Wissenschaft und Praxis. München 2012: kopaed. 328 Seiten, 19,80 Euro

Jugendmedienschutz in der digitalen Generation

„Entstanden ist daraus ein Gesamtwerk, das wichtiges Grundwissen für alle jene bietet, die sich in Wissenschaft und Praxis mit den Fragen des Jugendmedienschutzes befassen“ (S. 9). So fasst Thomas Bellut, Intendant des ZDF und Herausgeber des vorgestellten Buches, den Reader zusammen, in dem insgesamt zehn Beiträge verschiedener Autoren zu diversen Bereichen des Jugendmedienschutzes zusammengestellt sind. Dabei greift der Band auf zahlreiche vom ZDF initiierte Studien aus den letzten Jahren zurück und stellt diese in einen übergreifenden Zusammenhang. Im Gesamteindruck überwiegt der Bezug auf die Risiken, die die Nutzung der digitalen Medien mit sich bringen kann. Die Möglichkeiten und Chancen, die mit der gleichen Entwicklung einhergehen, finden nur eine vergleichsweise geringe Beachtung. Doch dies sei der Thematik des Readers geschuldet. Die verschiedenen Beiträge – mit ausführlichen Literaturlisten und Fußnoten – erläutern die grundsätzliche Methodik des Jugendmedienschutzes, brechen eine Lanze für die mit der Bewertung möglicherweise einhergehende subjektive Komponente und setzen die möglichen Risiken der intensiven Nutzung der digitalen Medien durch Kinder und Jugendliche in Beziehung zu den bestehenden rechtlichen Instrumenten. Diese bieten nach übereinstimmender Auffassung kein geeignetes Mittel, den Herausforderungen, die durch die Medienkonvergenz gestellt werden, zu begegnen. Medienkompetenz ist ein zentraler Begriff, der sich in allen Ansätzen zu einem zeitgemäßen Jugendmedienschutz findet. Es

wird jedoch deutlich darauf hingewiesen, dass es sich dabei nicht um eine „allzeit passende ‚Zauberformel‘ handelt“ (S. 48). Dem Versuch der genaueren Definition dieses in aller Munde befindlichen Begriffs widmet sich ein eigener Beitrag, der sein mögliches Verständnis in verschiedenen Studien darstellt. Betont wird dabei, dass die stetige Aktualisierung der eigenen medienbezogenen Kompetenzen nicht nur Kinder und Jugendliche betrifft, sondern auch bei Erwachsenen und insbesondere bei Eltern und pädagogischem Fachpersonal gefordert ist. Dies sei durch konkrete Angebote und nachhaltige Konzepte zur Medienförderung für die jeweiligen Zielgruppen zu unterstützen. Der grundsätzlichen Frage, wer eigentlich genau wovor geschützt werden soll und will, geht ein Beitrag nach, der Ergebnisse von Studien aus den Jahren 2007 bis 2012 erläutert und dabei ebenso auf Bereiche wie „Schutz privater Daten bei Online Communities“, „Cybermobbing“ oder pornografische und sexualisierte Medieninhalte eingeht. Dass die Jugendlichen dabei nur in Extremfällen Hilfe von außen wünschen und „das Vertrauen in die eigene Unversehrtheit und die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen recht groß [ist]“ (S. 117), ist nicht weiter verwunderlich und entspricht den zentralen Entwicklungsaufgaben, die Jugendliche zu leisten haben. So kann, wie ein weiterer Essay ausführt, die Nutzung des Social Web Jugendlichen auch in den Entwicklungsfeldern „Identitätsmanagement“, „Beziehungsmanagement“ und „Informationsmanagement“ helfen, „bestimmte Anforderungen zu erfüllen, die sich in zeitgenössischen modernen Gesellschaften

stellen“ (S. 213). Dabei werde aber immer wieder das kontrollierte Überschreiten von medialen oder sozialen Grenzen gefordert, wobei eine qualifizierte Begleitung erforderlich sei. Übereinstimmend fordern die Autoren des Bandes eine kontinuierliche, flexible Medienforschung, um zu „einer Versachlichung der z. T. sehr emotional geführten jugendschutzrelevanten Diskussionen“ beizutragen (S. 118) und Kinder als auch Jugendliche auf ihrem Weg angemessen begleiten zu können. Insbesondere die Diskussion um „Medien und Tabus“ wird in der Öffentlichkeit häufig auf sehr emotionaler Ebene geführt. Eine vorgestellte Studie aus dem Jahr 2010 bemüht sich, die Diskussion mit empirischen Fakten zu unterlegen. Die Ergebnisse bestätigen dabei weitgehend die vermuteten Entwicklungen und bieten weder Anhaltspunkte für den „kulturpessimistisch erhobenen Zeigefinger“ noch für „Laissez-faire“ (S. 206). Der Band schließt mit dem Appell der Abkehr vom Leitbild der Gefahrenabwehr hin zum Prinzip der Vorsorge: „Jugendschutz im Netz kann insoweit nicht mehr sein als Risikomanagement“ (S. 312). In Gesamtansicht findet sich ein Band, der einen Überblick zu Grundlagenwissen in der aktuellen Diskussion gibt. Er bildet naturgemäß nur einen Teil der Debatte ab und legt dabei den Schwerpunkt auf öffentlich-rechtliche Projekte und Studien. Da aber auch andere Ansätze Beachtung finden, bietet das Buch eine Einstiegsmöglichkeit in den aktuellen Dialog.

Anja Humberg